

Roland Eckert

Terrorismus, Ressentiment und religiöse Identität

Ohnmachtserfahrungen und Rachebedürfnisse sind in den Erklärungen für den islamistischen Terror seit dem Artikel von Susan Sontag am 15. 9. 2001 immer wieder bemüht worden. Damit ist der Ressentimentbegriff angesprochen, mit dem Nietzsche und nach ihm Max Weber eine mögliche Entstehungs- und Ausbreitungslinie von Erlösungsreligionen thematisierten. Heute kann es freilich weniger um die Entstehung als um die Nutzung von religiösen Denkmustern gehen, die, wie die Gegenwart zeigt, nicht nur in der Herstellung von Frieden (entsprechend der Hoffnungen Gandhis, das Friedenspotenzial aller Weltreligionen aktivieren zu können), sondern auch in der Legitimation von Krieg und Tod bestehen kann. Dabei scheint die öffentlich immer wieder gestellte Frage, ob *der* Islam *an sich* gewalttätig sei, wenig ergiebig zu sein, weil dessen Dogmen durchaus widersprüchlich sind. Obendrein scheint sie falsch gestellt zu sein: zu klären ist, unter welchen Bedingungen und Erfahrungen Menschen zu gewaltlegitimierenden und gewaltfördernden Ideen greifen – die ganz unterschiedlichen Traditionen, sowohl Religionen als auch sozialdarwinistischen, anarchistischen oder kommunistischen Ideologien, entspringen können. Damit steht nicht die „Wirkung“ einer unabhängigen Variable namens „Religion“ im Vordergrund, sondern die „Nutzung“ von Ideen in bestimmten Lebenslagen, zum Beispiel von „Victimhood“¹ im Sinne Montvilles (1990). Diese Nutzung kann verbunden sein mit Umdeutungen, kognitiven Selektionen und Verabsolutierungen, die im Diskurs der Glaubensgemeinschaften insgesamt kontrovers sind. „Nutzung“ ist freilich ein im religiösen Kontext allzu schnöder Begriff. Im vorliegenden Zusammenhang greifen wir mit ihr die Frage der religiösen Sinnstiftung, der Theodizee wieder auf, die Nietzsche und Max Weber umgetrieben haben. In deren Tradition hat W.E. Mühlmann in seinem großen Werk „Chiliasmus und Nativismus – Studien zur Psychologie, Soziologie und historischen Kasuistik der

Umsturzbewegungen“ (1961) umfangreiches Material vorgelegt, sowohl hinsichtlich der irenischen als auch der polemischen Praxis und deren Wechsel (323–332).

Kulturkonflikt und relative Deprivation als Erklärungsmuster

Der Ressentimentbegriff hat sich in der Soziologie – anders als in der Umgangssprache und in der Psychoanalyse – kaum durchsetzen können. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat die Soziologie zunehmend auf das Konzept der „relativen Deprivation“ (Gurr 1970, Runciman 1972) gesetzt, in dem allerdings kognitive Vergleichsprozesse dominieren und affektive, geschweige denn religiöse Dimensionen an den Rand geraten. Heute wird in der Erklärung von ethnischen Konflikten und von Terrorismus auf zumeist relative Deprivation und Kulturkonflikte hingewiesen, die von ethnischen „Unternehmern“ genutzt werden. Huntington (1996) hat die Theorie des Kulturkonflikts wieder belebt. Ihm zufolge besinnen sich die Menschen gerade angesichts von Globalisierung und Kulturkontakt auf Kernbestände ihrer Tradition, um ihre Distinktion gegenüber anderen zu sichern. Dabei handelt es sich letztlich um ein Konzept, das Ralph Linton (1943) vor allem für Stammesgesellschaften entwickelte – nun ist es zum Kernstück einer neuen Kulturkreislehre in der Tradition Spenglers und Toynbees geworden. Es lassen sich jedoch hinreichend viele Beispiele dafür finden, dass weder Deprivation noch kulturelle Gegensätze notwendig zur kriegerischen Eskalation führen. Im Folgenden soll daher eine konflikttheoretische Erklärung von Terrorismus versucht werden und in ihrem Rahmen die Frage gestellt werden, wann religiöse Muster wirksam werden.

„Relative Deprivation“ und „Kulturkonflikt“ spielen zweifellos auch im Vorfeld des islamistischen Terrorismus eine Rolle. *Relative Deprivation* kann darin gesehen werden, dass Muslime sich gedemütigt fühlen, weil sie in einem hoffnungslosen ökonomischen und militärischen Rückstand gegenüber „Christen“ und „Juden“ stehen, obwohl ihnen im Koran einmal Suprematie versprochen wurde. Deprivation kann obendrein verstärkt empfunden werden, weil sich die postkolonialen Modernisierungsversprechen in vielen Ländern nicht erfüllt haben. Ein *Kulturkonflikt* wird in der fundamentalen Differenz